

Workshop:

»Wir sind alle anders – von der Unvereinbarkeit des Individuums mit dem ›Standardmenschen‹«

des Collegium Helveticum in Zusammenarbeit mit dem BMBF-Projekt »Translating Doping – Doping übersetzen«,

20.04.2011, Zürich

Eva Schneider

Das Collegium Helveticum hieß an einem sommerlich warmen Apriltag 2011 seine Partner vom Verbundprojekt »Translating Doping« bei sich in Zürich willkommen. In der von dem namhaften Architekten Gottfried Semper erbauten Sternwarte, die das Collegium beherbergt, diskutierten an diesem Tage Natur- und Geisteswissenschaftler über die in den Lebens- und medizinischen Wissenschaften vorgenommene Standardisierung des Menschen und die damit einhergehenden Konsequenzen und Konflikte.

Der Workshop umfasste sechs Vorträge. **Elvan Kut Bacs** (Zürich) und **Patrick Grüneberg** (Berlin) leiteten gemeinsam in das komplexe Themenfeld ein und moderierten die sich an die Referate anschließenden Diskussionen. Den Ausgangspunkt der in dem Arbeitskreis ausgetragenen Debatte bildete die Feststellung, dass die standardisierende Vorgehensweise insofern zu einem Konflikt führe, als das Untersuchungsobjekt der individuelle Mensch ist. Denn auch

wenn die verschiedenen Interventionsmöglichkeiten möglichst universell einsetzbar sein sollen, verbietet sich eine vollständige Abstraktion von der individuellen Verfasstheit. Mit dem Hinweis, dass diese Problematik in den letzten Jahren zu einer Abkehr von der standardisierten hin zu einer personalisierten Medizin, d. h. zur differenzierteren Betrachtungsweise geführt hat, übergaben die beiden Moderatoren das Wort dem ersten Referenten:

Christoph Asmuth (Berlin) diagnostizierte einen starken *methodischen Individualismus* in der Medizin und Ökonomie der Moderne, dessen »paradoxe Schwäche« er im Laufe seines Vortrages explizierte. Dementsprechend lautete der Titel »Das paradoxe Individuum: Probleme des methodischen Individualismus«. Im methodischen Individualismus geht alle wissenschaftliche Erkenntnis vom Individuum aus – einem Individuum, das Konstrukt ist! Es wird aus methodischen Gründen notwendig angenommen, damit allgemeine Prozesse erklärt

werden können, und ist in der Regel statistisch berechnet worden. Wenn nun das derart konstruierte Modell, so der Hinweis des Philosophen, keine substantielle Beziehung zum Individuum hat, dann bleiben Rückübertragungen modellierter Eigenschaften auf Individuen ihrer Geltung nach unterbestimmt. Die Folge: Es ist das methodisch reduzierte Individuum selbst, das sich nun als Objekt den Rückschlüssen entzieht.

Anschließend Redner war **Gerd Folkers** (Zürich), Direktor des Collegium Helveticum. Seine Ausführungen handelten »Von der disziplinären Erzeugung des Standardmenschen«. Seine Behauptung, dass an der *disziplinären Standardisierung des Menschen* alle Wissenschaften und Künste beteiligt sind, belegte Folkers mithilfe einiger Beispiele: die Typisierung der Frau in einem Styling- und Moderatgeber, der idealisierte menschliche Körper in der Renaissance-Malerei und -Bildhauerei, Francis Galtons bekannten Kompositphotographien zur rassischen Typisierung menschlicher Physiognomien, die Poster Fritz Kahns »Der Mensch als Industriepalast« und die Entdeckung der Doppelhelix-Struktur der DNA durch F. Crick, J. Watson, R. Franklin und L. Pauling. Nicht zuletzt ging es um die Darstellung von Molekülen in simplifizierten Standardisierungsmodellen. Die »molekulare Rationalität« nahm Folkers bei allen theoretischen Einwänden gegen den molekularen Reduktionismus in Schutz: Erst diese konsequente Denkweise führe zu neuen Arzneimitteln.

Von einer ganz anderen Warte aus betrachtete **Christoph Binkermann** (Dresden) den »Standardmenschen«. Er skizzierte in seinem Beitrag »Der Standardmensch im technischen Zeitalter. Anthropologisch-ethische Bedenken von der anderen Seite« den Standpunkt Arnold Gehlens: Im technischen Zeitalter erzeugen quantitative, verallgemeinernde Verfahren in den Wissenschaften ein »Bild des Standardmenschen«, an das sich das Individuum anzu-

passen hat. Inwiefern wirkt diesem Bild aber – das war die entscheidende Frage des Referenten – die Konzeption von einer *individualisierten Medizin* entgegen? Seine provokante These: Sie befördere es sogar! Denn der Versuch, den Patienten als körperliches und seelisches Individuum zu betrachten, bedeute eine Entmachtung des persönlichen Individuums. Nach der Erörterung der damit einhergehenden ethischen Bedenken vertrat Binkermann die überaus bemerkenswerte Auffassung, das persönliche Individuum habe sogar ein Recht auf den auch Freiräume schaffenden Standardmenschen.

Marianne Kehl (Zürich; Titel des Vortrages: »Von der Relevanz hochstandardisierter Studien in Tiermodellen für den Menschen«) nahm weniger den Standardmenschen als vielmehr das *standardisierte Versuchstier* in der medizinisch-pharmazeutischen Forschung in den Blick. Sie hinterfragte die mehrheitliche Verwendung strikt standardisierter Tiere als Modellorganismen für den Menschen während der Medikamentenentwicklung. Denn die Übersetzung der Resultate aus der präklinischen in die klinische Phase scheitere sehr häufig; Probleme gäbe es bei dem Versuch, tierexperimentelle Ergebnisse innerhalb derselben Spezies zu reproduzieren. Kehl wies nach, dass solche strikt standardisierten Versuchsbedingungen die schlechte Reproduzierbarkeit sogar verursachen und forderte deshalb ein Umdenken bei der Durchführung von Tierstudien. Sie plädierte stattdessen für eine gezielte Heterogenisierung von Testgruppen, wodurch Reproduzierbarkeit und damit auch Validität zunähmen.

Mit dem vielschichtigen *Konzept der Plastizität*, das in der Analyse komplexer biologischer Systeme Anwendung findet, und seiner Konstitution setzte sich **Beatrix Rubin** (Zürich/Basel) in ihrem Beitrag »Die Zelle im Wandel: Plastizität als zentrales Konzept in der biologischen Forschung« auseinander. Die Biologin rekurrierte dabei auf Ergebnisse ihres laufenden For-

schungsprojektes »plastic brains in a plastic society«. Sie nahm den Standpunkt ein, dass Plastizität als Konzept des Wandels in der biologischen Forschung selbst wichtigen Veränderungen unterworfen ist (»Plastizität ist selbst plastisch«). Auf welche Weise sich das wissenschaftliche Verständnis der Plastizität gewandelt hat, analysierte sie am Beispiel der Entwicklung der Stammzellforschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Eine mögliche Standardisierung im Bereich des Emotionalen durch pharmazeutisches Enhancement problematisierte **Benedetta Bisol** (Berlin). Unter der Titelzeile »Wohlbefinden und Normalität – Die Debatte über emotionales Enhancement« besprach sie die Argumente der zwei großen Lager in der bioethischen Debatte über *emotionales Enhancement*: die Argumente derjenigen, die eine medikamentöse Beeinflussung des Psychischen ablehnen, und derjenigen, die sie rechtfertigen. Im Zuge dessen erörterte sie insbesondere die die Diskussion beherrschenden Gesundheitsmodelle – in der Mei-

nung, Enhancement stelle eine besondere Herausforderung für die medizinphilosophische Definition von Gesundheit dar. Diese Herausforderung zeige sich an der Frage, ab wann es sich bei der pharmakologischen Modulierung des seelischen Befindens um eine Steigerung des Wohlbefindens im Sinne von »Enhancement« handle und ab wann um die therapeutische Behandlung eines pathologischen Zustandes.

Am Abend, nach Beendigung dieses arbeitsintensiven Workshops, zeigte sich nicht nur eine gewisse Erschöpfung bei allen Beteiligten; vor allem herrschte Einigkeit darin, ganz neue Blickwinkel auf den »Standardmenschen« in Medizin, Wissenschaft und Gesellschaft dazugewonnen zu haben. Um die Ergebnisse dieses transdisziplinären Austausches dem Wissenschaftsbetrieb zugänglich zu machen, werden die einzelnen Aufsätze demnächst in dem von Patrick Grüneberg herausgegebenen Sammelband »Biologische Modelle und ihre ethischen Implikationen« erscheinen.

